Med. g.
62
o

Med-g. 62°

Freye Briefe

über einige
in die Medicin einschlagende
Materien.

Im Jahr 1772.

R.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Diese Briefe schrieb ein Arzt, theils an vertraute, theils andere Freunde. Die Welt würde sie niemals zu sehen bekommen haben, wenn sie nicht durch einen Zufall in meine Hände gerathen wären. Ich hielt es für nöthig, sie dem denkenden Publicum vorzulegen, weil ihr Innhalt durchgehends interessant ist. Wenigstens glaube ich davon überzeugt zu seyn, ob ich gleich vermuthe, sie werden einigen — was soll

ich vor einen Ausdruck gebrauchen? unnütze, nein, das ist zu wenig, boßhaft — oder kann man einen besser passenden Ausdruck finden, scheinen.

Sollten sie, ich denke aber fast nicht, eine Vertheidigung nöthig haben, so werde ich sie gewiß am wenigsten unternehmen, weil ich keinen Antheil an ihnen habe. Ich überlasse sie ihrem Schicksale.

Ich weine nicht, wenn sie auch ein Raub des Feuers werden sollten. Aber denn soll eine mitleidige Zähre fliessen, wenn sie nicht bessern.

I. Brief.

Von dem Einpfropfen der Kinderblattern.

Mein Herr.

Das Einpfropfen der Kinderblattern ist in unsern Tagen ein Gegenstand, über welchen alle Aerzte befragt werden, und gleichsam ein Examen aushalten müssen. Mich traf dieses Schicksal ebenfalls, als ich von der hohen Schule in mein Vaterland zurücke kam. Eine der ersten Fragen, die man in der wichtigsten Gesellschaft der Stadt, nämlich auf dem

Kaffeehaus, an mich ergehen ließ, war diese: Was halten denn der Herr Doctor von dem Einpfropfen der Kinderblattern? Ich kannte den Geist meiner Nation noch nicht, war aber sehr wohl überzeugt, daß das Andenken der Voreltern auf ihr Innerstes einen grossen Eindruck habe. Ich antwortete daher: Man könnte und sollte der Natur ihren Lauf lassen. Ungeachtet ich in meinem Herzen eine bessere Ueberzeugung hatte, indem ich schon vorher selbst mit glücklichem Erfolge die Einpfropfung unternommen hatte: so hielt ich es doch für rathsam, auf eine solche Art mich so geschwind als möglich loszuwickeln; und ich erhielt auch glücklich meinen Zweck: denn nun, da die Antwort nach Herzenswunsch ausgefallen, war alles mit Bezeugung des Wohlgefallens stille.

Sie, mein Herr, wünschen ebenfalls meine Gedanken von dem Einpfropfen zu wissen; Sie verlangen sie aber, um sich, ich will mich Ihrer eigenen Worte bedienen, durch dieselbe von der Pflicht, die Sie als Mensch, als Christ, als Vater in diesem Punkte zu beobachten haben, zu unterrichten. Sie haben sich zwar öfters schon mündlich befragt, aber Sie sind noch niemals hinlänglich befriedigt worden.

Das Zutrauen, welches Sie zu mir haben, ist mir sehr angenehm; und ich mache mir ein wahres Vergnügen, einen zärtlichen Vater von dem Nutzen und der Wichtigkeit des Einpfropfens, durch die vor und wider dieselbe angezeigte Gründe zu unterrichten, und wo möglich, zu überzeugen. Da ich mich aber sehr kurz fassen muß, so will ich bitten, daß Sie zur Erläuterung meiner Sätze die Briefe über das Blatterbelzen, welche zu Altona 1765. und 1766. herausgekommen, die Abhandlung von der Inoculation in des Herrn von Rosensteins Abhandlung von Kinderkrankheiten, und, da Sie französisch verstehen, des Herrn Tissot Inoculation justifiée nachlesen.

Es kommt bey der ganzen Sache hauptsächlich auf folgende beide Fragen an:

1.) Sind die Kinderblattern eine so allgemeine und gefährliche Krankheit, daß man Ursache hat, sich dagegen zu verwahren?

2.) Ist das Einpfropfen das ächte Verwahrungsmittel?

Sind diese beide Fragen mit Ja beantwortet, und durch Beweise aus der Vernunft und Erfahrung unterstützt worden; so fallen alle Einwürfe zugleich mit über einen Haufen,

und man ist alsdenn verbunden, die Stimme der Vernunft zu hören, und pflichtmäßig zu handlen.

Man weiß aus der Erfahrung, daß die Blattern so allgemein sind, daß kaum der zwanzigste Mensch, und dieß ist noch wohl zweifelhaft, durch sein ganzes Leben von ihnen befreyet bleibt. Ferner, daß sie eine der allergefährlichsten und tödtlichsten Krankheiten sind: denn die Todtenlisten beweisen uns durch eine genaue Berechnung, daß im Durchschnitt von allen Gebohrnen allemal der neunte oder zehente an den Blattern stirbt; ja eben dieselben überzeugen uns, daß nicht selten an natürlichen Blattern in Epidemien, der sechste Theil der Blatternden das Leben einbüßt. Die Epidemien sind zwar sehr verschieden; sie sind oft so gutartig, daß man zur Behandlung der Kranken, ausser einem gemäßigten Verhalten, weder Arzt noch Arzneyen nöthig hat; und die Erfahrung bezeuget oftmals nur allzudeutlich, daß die grösten Fehler durch die vervielfältigte Anstalten begangen werden können: Oft aber sind die Epidemien auch so bößartig, daß sie alle Kunst, alle Bemühungen, auch der berühmtesten Aerzte, verspotten; wie dieses Sydenham, Haller, und andere grosse Aerzte mit ihrem Beyspiele erläutern, und

bezeugen. Wenn diese Erfahrungen gegründet sind, und was haben wir wohl Ursache an ihrer Wahrheit zu zweifeln, da sie vor den Augen der ganzen Welt gemacht worden? so hat man allerdings Bewegungsgründe von Wichtigkeit vor sich, sich auf alle Art und Weise gegen die Blattern zu schützen und zu verwahren.

Die erste Frage kann demnach aufs kürzeste also beantwortet werden: Ja die Blattern sind eine so allgemeine und gefährliche Krankheit, daß man Ursache hat, sich gegen dieselbe zu verwahren.

Einem jeden Vater muß nothwendig sehr viel daran gelegen seyn, daß seine Kinder vor dieser fast unvermeidlichen und gefährlichen Krankheit entweder so verwahret werden, daß sie dieselbe gar nicht bekommen, oder doch so, daß sie leicht und ohne Lebensgefahr überstanden werden kann. Es fragt sich also: Haben wir solche Mittel, welche uns vor diesem gefährlichen Feind in Sicherheit setzen können? Man hat zu diesem Endzwecke so wohl im vorigen als jetzigen Jahrhundert eine Menge dergleichen Mittel aus der Apotheke vorgeschlagen, und Sie finden sie sehr zahlreich in denen Briefen über das Blatterbelzen angeführt, aber zum Unglück halten sie nicht Stich. Es

haben auch verschiedene würdige Männer Vorschläge, wie die Blattern auszurotten, angegeben, aber sie sind leider insgesamt so beschaffen, daß sie mit unserer jetzigen Verfassung der Städte unmöglich bestehen, und daher nicht allgemein angewendet werden können. Wir müssen also, dies ist der noch übrig gebliebene Weg, die Mittel zu ergreifen suchen, welche die Blattern so gelinde als möglich machen können.

Da ich Ihnen, mein Herr, schon oben durch Erfahrung und Zeugnisse dargethan, daß die Blattern oft so bößartig, daß die größten Aerzte nichts gegen sie ausrichten können; so werde ich wohl mit Grund daraus folgern können, auch die beste Heilart sey nicht dasjenige Mittel, welches den Blatternden allezeit glücklich durchhilft, und sie bey Leben erhält. Was denn? Das Einpfropfen der Blattern. Dieses ist das einzige Mittel, welches uns vor den schlimmen Folgen der Blattern Sicherheit verschaffen kann; indem wir sie dadurch so leicht und sicher als möglich überstehen, und vor ihrer Wiederkunft, wenn das Einpfropfen gut von statten gegangen, ganz gewiß sicher seyn können.

Jedermann weiß, daß durch das Einpfropfen sehr gutartige und wenige Blat-

tern entstehen. Die Ursachen dieses Erfolgs sind:

1. Weil man das Einpfropfen zu einer solchen Zeit unternehmen kann, wenn der Körper dazu geschickt ist; das ist, wenn man sich ganz gesund und munter befindet, oder doch sich durch gehörige Zubereitung, welche aber bey Gesunden ganz unnöthig ist, zu diesem Geschäfte tauglich machen kann.

Sie werden mir eingestehen müssen, daß dieser Vortheil der künstlichen Blattern vor den natürlichen nicht gering. Denn man entgehet auf diese Art den Gefahren einer Epidemie, den Gefahren, denen man ausgesetzt wäre, wenn man gerade zu der Zeit von den Blattern überfallen würde, wenn der Körper ohnehin schon durch Krankheiten oder andere Zufälle geschwächt worden.

2. Weil das Blatterngift durch das Einpfropfen von aussen unmittelbar dem Blute mitgetheilet wird; da es im Gegentheil bey den natürlichen Blattern nicht nur von aussen, sondern auch von innen, und also auf eine gedoppelte Art dem Blute mitgetheilet wird.

3. Weil durch das Einpfropfen ein künstliches Geschwür, denn es ist eigentlich nichts anders, gemacht wird, welches die Krankheits-Materie von den edlern Theilen ableitet. Wel-

chen

chen Nutzen kann man sich also nicht versprechen, wenn man nach Hirschels Meynung, dessen Abhandlung von den Vorbauungs- und Vorbereitungsmitteln bey den Pocken ich Ihnen empfehle, schon vor dem Einpfropfen den Kranken durch ein künstliches Geschwür vorbereitet?

Diese Gründe, mein Herr, können zwar den Einsichtsvollen schon einen wichtigen Beweis von der Nützlichkeit des Einpfropfens geben, aber sie sind doch noch nicht einleuchtend genug. Die Proportion der an künstlichen und natürlichen Blattern Verstorbenen ist weit wichtiger. Ueberdenket man den erstaunenden Unterschied der Menge derer, die an den natürlichen Blattern sterben, und derer, die durch künstliche umgekommen; da von erstern fast jeder sechste oder doch zehente Mensch, und von diesen unter drey- bis fünfhundert, auch wohl tausenden kaum einer; und dieses geschiehet auch wohl meistens aus Versehen, stirbt; so muß man freylich einsehen und eingestehen, daß es viel vortheilhafter sey, sich die Blattern einpfropfen zu lassen, als die natürlichen, deren Ausgang unendlich zweifelhafter, zu erwarten.

Aber nun heißt es: Ihr Menschen, ihr versuchet GOtt durch die Einpfropfung! Ein zimlich

zimlich schreckender Einwurf, der aber sehr leicht auf folgende Art beantwortet werden kann. Nein! wir bedienen uns wie anderer Verwahrungsmittel, auch dieses, um eine grausame, unvermeidliche und tödtliche Krankheit von uns zu entfernen: Ja, wenn jemand an den natürlichen Blattern stirbt, so haben wir Verantwortung, daß wir dieses Mittel, welches schon so vielen tausenden das Leben gerettet, nicht gebraucht haben, da wir doch auch diesen zimlich gewiß dadurch hätten erhalten können.

Einen andern Einwurf wider das Einpfropfen brachten die bemerkten Rückfälle zum Vorschein; indem man nämlich wahrgenommen, daß Leute, denen die Blattern eingepfropft worden, doch nachher die natürlichen bekommen hatten, und auch wohl daran gestorben waren. Dieser Einwurf stehet zum Glück auf schlechten Gründen: Viele der bekannten Rückfälle waren erdichtet; bey andern war die mißlungene Operation; bey noch andern die Blattermaterie, welche nicht von den ächten Blattern war; bey andern eine andere Ursache Schuld. Wenn der Arzt das Geschäft des Einpfropfens verstehet, und die Blatterkrankheit ihren gehörigen Lauf gehabt hat,

so

so kann man vor der Gefahr einer fernern Ansteckung ganz sicher seyn.

In den neuern Zeiten suchte man das Einpfropfen auch auf folgende Art, als schädlich und gefährlich, verdächtig zu machen; man sagte, durch das Einpfropfen greifen die Blattern stärker um sich, das Uebel wird allgemeiner und ansteckender. Ausserdem, daß einige Männer, die glaubwürdig genug sind, wovon Sie auch die Beweise in den Ihnen empfohlenen Schriften finden werden, aufrichtig eingestanden haben, daß sie durch das Einpfropfen niemals eine Blatter-Epidemie entstehen gesehen, indem sie die gehörige Vorsicht gebraucht, daß die Eingepfropften niemand anstecken können; so sollte ich denken, wäre es eben auch kein grosses Unglück, wenn gutartige Blattern, besonders die eingepfropften, allemal der Ursprung der Epidemien wären.

Wie aber? fragte man auch endlich, wenn auch die Einpfropfung der Religion nicht zuwider; vor mich selbst sehr vortheilhaft; auch meinem Nebenmenschen nicht gefährlich ist; ist sie denn auch wohl dem Staat, als welcher auf mich als sein Mitglied einen gegründeten Anspruch hat, zuträglich? Gesetzt, ich wäre der einzige von denen drey-fünfhun-

dert oder tausenden, der an den künstlichen Blattern stirbt; hätte ich nicht noch lange, wenn man sie mir nicht eingepfropft hätte, leben, und dem Staat durch meine Dienste nützlich seyn können?

Man kann diesen Einwurf also beantworten. Wie ist es aber, wenn der Staat eine ungleich grössere Menge Menschen, die alle auch als Kinder sterben, an den natürlichen Blattern einbüßt: Welcher Verlust ist wohl dem Staat zuträglicher? Auch hier fällt der Ausschlag der Vortheile auf die Seite der Einpfropfung; denn unstreitig können viele mehr als ein einziger dem Staate dienen, da es auch überdieß noch unausgemacht ist, ob dieser auch ein würdiges Mitglied des Staats in Zukunft würde geworden seyn.

Sie sehen also, mein Herr, durch wie viele Vortheile das Einpfropfen der Blattern sich empfiehlet. Ich wünsche von Herzen, daß Sie, von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit desselben überzeuget, bald selbst ein nachahmungswürdiges Beyspiel eines würdigen Vaters der Welt vor Augen legen, und sich zur Einpfropfung Ihrer

liebenswürdigen Kinder, welche jetzt eben die besten Jahre dazu haben, indem sie drey und fünf Jahre alt sind, entschliessen mögen. Entschliessen Sie sich aber bald, damit Sie nicht von einer Epidemie überrascht, die Verzögerung vielleicht alsdenn zu spat beklagen dörften.

Ich bin rc.

II. Brief.

Der Arzt muß ein Christ seyn.

Man giebt, wie Ihnen, liebenswürdiger Freund, bekannt ist, in unsern Tagen den Gelehrten, besonders aber auch unsern Kunstverwandten Schuld, daß die meisten unter ihnen nichts glauben. Ich will mich in keine Untersuchung der Wahrheit oder Falschheit dieses Satzes einlassen, noch weniger über die Dinge, welche zu Behauptung dieses Satzes Gelegenheit gegeben haben, urtheilen, da meine Beruhigung für mich der beste Beweis ist, und die Ueberzeugung, welche ich von Ihnen habe, unendlich mich zufrieden stellt. Mir sind die Nahmen eines Rousseau, eines Voltaire fürchterlich; aber ich zittere, wenn ich lese, daß ein Arzt gelebt, der ein abgesagter Feind der Moral und Religion gewesen. Sie kennen den Unsinn eines Arztes, der an einem königlichen Hofe in grossem Ansehen stund. Vielleicht ist dieser Bösewicht die Hauptursache dieser Beschuldigung? Doch ich wende mich zu dem Beweis,

daß der Arzt ein wahrer Christ seyn müsse; welchen Sie von mir verlangen.

Es ist Ihnen ohne mein Erinnern bekannt, daß keiner ohne Gelehrsamkeit ein wahrer Arzt werden kann: Und wer kann wohl ein wahrer Gelehrter werden, ohne die grosse Kunst gelernt zu haben, „ein Mensch, ein wahrer Christ zu seyn. Denn wie will ein Mensch ein Gelehrter werden, wenn er nicht die grosse und wichtige Endzwecke der Gelehrsamkeit, die Beförderung der Ehre GOttes und das Wohl seiner Brüder, wenn er diese nicht kennt? Und wodurch lernt er sie kennen, als durch den Unterricht einer gesunden Philosophie, und die Lehrsätze der Religion der Christen?

Ehe also der Arzt ein Arzt wird, muß er ein Mensch und ein Christ seyn. Unterzieht er sich aber wirklich der Pflicht des Arztes, ist ihm alsdenn die christliche Religion unnöthig oder überflüssig? Nein! Er betritt nun eine Bahn, die zwar der Spötter auch betritt, aber nur der mit Freuden vollendet, der den HErrn fürchtet. Seine Bemühungen sind ihm lauter Freude und Vergnügen: denn er weiß, daß die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit seiner Brüder ihm anvertraut ist; daß dieses theure Pfand die grosse Pflicht aus-

macht,

macht, von der er dem, der ihm das Vermögen gegeben, sie gehörig zu verwalten, einmal Rechenschaft geben muß. Ihr eigenes Beyspiel soll mir zur Erläuterung meiner Säße dienen. Wie sehr lag Ihnen, liebenswürdiger Freund, die Erhaltung des armen St**, eines Vaters von sieben Kindern, am Herzen! Wie unermüdet waren Sie im Beobachten und Nachdenken! Wie vergnügt, als Sie nur den ersten Anschein zu seiner Errettung wahrnahmen! Und wie froh dankten Sie der Vorsicht, als Sie ihn hergestellt und gesund sahen! Mit welch feurigen Empfindungen sprach damals Ihr Herz mit GOtt, und welchen Dank opferten Ihre Lippen, daß der höchste Arzt Ihre Anschläge gesegnet! Damals zeigten Sie sich vor GOtt in tiefster Demuth, und vor Menschen in wahrer Grösse; denn Sie hatten das Gepräge des wahren christlichen Arztes. Noch ist Ihr Herz eben so rechtschaffen und aufrichtig. Noch haben Sie das Gefühl des Menschenfreundes und des Christen.

Ich wünschte, Sie nur bey dem Sterbebette des F** gesehen zu haben. Seine hinterlassene Wittwe, die Ihnen allen nur möglichen Dank schuldig, erzählte mir neulich mit einer wahren Beruhigung, Sie hätten ihren

Mann mit einer solchen Freudigkeit des Geistes seine wichtigste Stunden, in welchen er den Schritt in die Ewigkeit wagen mußte, zu überdenken erinnert, daß alle Furcht des Todes gewichen wäre, und der Kranke vor Freuden geweinet hätte. Dieß, Freund, kann nur der christliche Arzt. Wenn wird wohl der, dem Leben und Tod des Menschen gleichgültig ist, der selbst keine Ewigkeit glaubt, der Auferstehung und Gericht verlacht, und sie vor Hirngespinste hält, wenn wird der seine sterbende Kranken an die Ewigkeit erinnern? Die Maske des Christen wird bald abfallen, wenn er auch aus Verstellung etwas wagt. Bis hieher habe ich mich selbst unterhalten. Ich würde auch zuverläßig aus Ihrem eigenen Beyspiele Stof genug finden, Ihnen den Arzt als Christen auch bey Sarg und Grabe zu schildern. Aber ich will andere Beyspiele und Beweise aufsuchen, um Sie nicht an die Thränen zu erinnern, die — ja sie waren gerecht, und Trost vor Sie — die weit bittrer waren, als sie Tralles um seine Braut weinte.

Erinnern Sie sich, mein Liebster, an unsern zärtlichen Freund, den D**, dessen Geschicklichkeit und Beurtheilungskraft gewiß hinlänglich bekannt ist. Erinnern Sie sich seiner Unglücksfälle. Er weinte als Vater um 2.

Kinder, und als Arzt um 8. Kranke, die er alle in wenigen Tagen verlohr. Aber er war bey allem Unglück nicht verzagt und kleinmüthig, sondern fest auf die Gnade des Himmels als auf einen Fels gegründet, machte er sich unserer Bewunderung würdig. Er tröstete sich selbst: Der HErr hat es gethan, laßt uns auf ihn hoffen. Woher, sagen Sie mir, liebenswürdiger Freund, woher will der leichtsinnige Arzt, der die Vorsicht verspottet, Ruhe für seine innere Empfindungen herholen? Mit was will er sich trösten, wenn er seine Wege mit Leichen bezeichnet siehet, wenn er den Vater um seine Kinder, den Mann um seine Gattinn heulen, und über ihn Klagen ausstossen hört?

„Du kannst allein die Schmerzen lindern,
Religion! sey unsre Führerinn.

Wenn wir auch noch so viel in unserer Kunst verstünden, so würden wir uns dennoch niemals unsterblich machen können, denn als Menschen müssen wir es uns doch gefallen lassen, durch eine Krankheit dem Tode so gut als andere zum Raube zu werden. Diese Nothwendigkeit leitet uns, wenn wir als christliche Aerzte denken, auf die Betrachtung des Nutzen der christlichen Religion bey dem Kranken- und Sterbebette des Arztes. Wir sind ge-

meiniglich bey der Behandlung unserer selbst, und derer, so uns nahe verwandt sind, sehr furchtsam, und überlassen wenigstens einen Theil der Besorgung andern, und dieses thun wir, wenn uns auch noch keine anscheinende Gefahr drohet. Was thut aber der starke Geist? Er ist unsinnig genug, auch bey der drohendsten Lebensgefahr an die Verfassung seiner Seele nicht zu gedenken; unbekümmert um die Zukunft, überläßt er sich seinem Schicksal und der Natur, lacht des Todes und der Hölle, und verspottet den Erlöser der Menschen. Erschreckliches Ende! Herrlich und rührend schön ist hingegen das Ende des christlichen Arztes. Das Beyspiel des Hermann Boerhaavs, welches Jacobi geschildert, beweiset es sattsam. Sie wissen, mein Liebster, wie Christen sterben: sie bleiben auch im Tode Menschen, und als Menschen erzittern sie vor dem Gedanken, daß sie sterben müssen, und ihr Leib verwesen wird; aber als Christen sehen sie, voll von zuversichtlicher Hofnung, ihrer Verwandelung unerschrocken entgegen.

Ich bin 2c.

IV. Brief.

III. Brief.

Der wahre Arzt.

Mein Herr.

Versprochener massen will ich Ihnen den wahren Arzt in diesem Schreiben schildern.

In meiner Jugend hatte ich einen paradoxen Begrif von dem Arzt; ich dachte:

Ein goldbordirter Hut, ein Degen und ein Stock,
Ein Buch voll Recipe, ein scharlachrother Rock,
Dies macht den Doctor aus.

So geht es, wie die Bilder sind, so sind auch die abgesonderte Begriffe.

Nun denke ich aber anders von dem Arzt, da ich das Erhabene und die Würde des wahren und grossen, das Kriechende des mittelmäßigen, und den Unsinn des schlechten Arztes, zimlich, wie ich glaube, kenne.

Sie werden von meiner Eintheilung Rechenschaft verlangen; ich will daher sogleich anzeigen, was ich unter einer jeden Classe dieser

ser Art Leute verstehe, und vielleicht bin ich so glücklich, Ihren Beyfall zu verdienen.

Der schlechte Arzt ist, meiner Einsicht nach, eine solche Kreatur, welche nichts als das äusserliche Ansehen des Arztes hat. Ein solcher Mensch hat, um die Arzneykunst zu erlernen, sich auf hohen Schulen aufgehalten, und hierauf durch Geld nach Gewohnheit die höchste Würde erhalten; oder er hat gar nicht studirt, sondern nur den Titul durch Kunstgriffe bey einer Facultät erschlichen, welches in unsern Tagen eben keine grosse Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten braucht, da es Facultisten genug giebt, denen wenig an dem allgemeinen Wohl, noch weniger an der Ehre ihrer Akademie liegt, wenn sie nur — Sie verstehen mich.

Hierauf wird laut der allergnädigsten Erlaubniß practicirt — Da der Kopf leer von Materialien und Begriffen, so wird auf specifische und Universalmittel, vorzüglich aber auf solche gedacht, welche noch niemand kennet, und bald ergiebt sich aus einem alten Tröster oder den Heften ein geheimes Mittel, welches alle Krankheiten aus dem Grunde heilet; mit diesem wird zu Felde gezögen, und allen nur ersinnlichen Krankheiten muthig Troß geboten. Unbekümmert um die Ursachen, welche dem Kran-

Kranken den tödtlichen Streich beygebracht, unbekümmert um ihre Untersuchung und Zeichen, wird augenblicklich Hülfe versprochen, und zwar in einem Ton, welcher der Erwartung Gewißheit giebt. Hierauf werden die Thaten erzählet, die dieses göttliche Mittel schon unter der Aufsicht des Helden verrichtet; und der Beschluß der ganzen Peroration ist, es hat mich noch nie verlassen. Ist ein solcher Mensch nicht ganz boshaft, so läßt er sich auch noch wohl gefallen, den weisen Rath einer Frau Muhme, Frau Gevatterin, u. s. w. anzunehmen, und zu vollziehen. Lauft die Krankheit unglücklich ab, so bedauret er von Herzen, daß seine Kunst vergebens angewendet worden, entschuldiget sich, daß es GOttes Wille so gewesen, und daß freylich Menschenhülfe wider GOttes Hand nicht streiten könne. Und damit ist er fertig, und überliefert den ersten, welcher unter seine Hände zu gerathen das Unglück hat, als ein Schlachtopfer seiner Unwissenheit ebenfalls dem Tod.

Mein Herz möchte bluten, wenn ich überdenke, wie viele tausend Menschen jährlich durch solche Würgengel geschlagen werden! Ungestraft mordet der niederträchtige Betrüger, unwissend der leichtsinnige junge, und der eigensinnige alte Arzt. Wenn aber werden

Fürsten durch gute Anstalten ihre Unterthanen retten?

Der mittelmäßige Arzt läßt sich, wie alle Mitteldinge, nicht leicht bestimmen; doch glaube ich, werden ihn folgende Kennzeichen von dem schlechten und wahren Arzt unterscheiden und kenntbar machen. Er hat auf einer holen Schule seine Wissenschaft erlernt, und die Lehren seiner Lehrer ganz gut begriffen, hält sich aber an dieselbe so pünktlich, daß er sich ein Gewissen macht, davon im geringsten nur abzuweichen: Ihre Vorschriften sind vor ihn göttliche Befehle. Um die Schriften und Entdeckungen anderer Aerzte bekümmert er sich nicht, indem er vollkommen überzeuget ist, daß das, was er weiß, für ihn Zeit Lebens hinlänglich ist. Daher kommt es alsdenn, daß er bey einem vorkommenden Fall, der von den in seiner Lehrer Sätzen abgehandelten abweicht, wenn er noch so glücklich ist, diese Abweichung einzusehen, stutzt — gähnt — und sich nicht zu helfen weiß. So lange eine Krankheit nach dem bekannten gemeinen Weg gehet, so ist seine Wissenschaft hinlänglich; so bald aber Wendungen vorzunehmen, so ist sein Verstand von Wahrheiten erschöpft stille. Die Kunst zu beobachten ist ihm noch sehr wenig, und die zu erfindend gar nicht bekannt:

will er ja einen Schritt wagen, so wird er zitternd unternommen, und oft bey ganz sicherem Weg furchtsam zurücke gezogen.

Es giebt, Ihnen die Wahrheit zu sagen, eine Menge solcher Aerzte, welche die alle Tags Kuren ganz gut verstehen, und daher auch noch wohl zu gebrauchen sind. Alle junge Aerzte sind von dieser Gattung, und es ist ein Glück, wenn sie nach und nach sich bessern, und zur Würde der wahren Aerzte erheben. Aber unverzeihlich ist es, wenn graue Aerzte noch zu dieser Classe gehören, ob es gleich nicht mehr als zu gemein, daß sie oft kaum noch zu dieser Classe zu rechnen sind; unverzeihlich ist es, weil sie lange Jahre Zeit gehabt haben, sich von dem niedrigen zu erheben, und zum grossen zu schwingen; unverzeihlich, weil sie gemeiniglich zu hartnäckig sind, ihre Schwäche einzusehen; unverzeihlich, weil durch ihre Nachläßigkeit in so vielen Jahren, GOtt weiß, wie viele Elende an besserer Hülfe versäumet, und dadurch, darf ich es sagen? unglücklicher Weise um ihr Leben gebracht worden.

Nun komme ich auf den grossen Arzt. Ein so prächtiges, aber auch so seltenes Geschenke des Himmels verdiente in der That die Achtung der Grossen in der Welt; kaum tref-

sen wir ihn aber unter denen an, welche aus dem Staube hervorgezogen worden; und oft hat er kaum den Anblick des günstigen Schicksals zu geniessen. Desto edler aber ist seine innere Beschaffenheit, desto würdiger ist sein Bild, welches nur denen bekannt seyn kann, die den Arzt nicht nach den Glücksgütern, sondern nach seinem innern Werth zu schätzen wissen. Sein Herz ist rechtschaffen; sein Verstand Licht und Wahrheit. Er kennet den Umfang seiner Wissenschaft ganz genau. Er weiß das Vergangene und Gegenwärtige, und sein forschender Geist dringet auch in das Verborgene der Zukunft. Nicht zufrieden mit einer Känntniß, welche die meisten schon beruhiget, forschet er unermüdet in den Schriften der Aerzte, prüfet scharfsichtig ihre Gedanken, und suchet die erkannten Wahrheiten gehörig bey dem Krankenbette anzuwenden.

Wer den Beystand eines solchen Arztes in kranken Tagen zu geniessen das Glück hat, der kann die Vorsorge des Himmels nie genug preisen, daß sie ihm einen Engel zugesandt, unter dessen Schutz er den grausamen und mörderischen Streichen, die die Liebe seiner Anverwandten ihm aus Einfalt bereitet, sicher entgehen wird.

Wollen

Wollen Sie, mein Herr, daß Ihnen die Sache deutlicher werde, se bemühen Sie sich, auch bey dem Krankenbette die Aerzte etwas näher kennen zu lernen. Den halten Sie für einen wahren und grossen Arzt, welcher die Umstände des Kranken bedächtlich, nicht übereilt, genau und ernsthaft untersuchet: sich um die vorhergegangene Ursachen befraget, und um gewisser zu seyn, auch die äussere Zeichen, welche er aus der Besichtigung des Antlitzes und der Zunge, Befühlung des Pulses, u. s. w. erfahren kann, mit zur Hand nimmt; und endlich aus diesem allem, nach reiflicher Ueberlegung ein genaues Verhalten, welches den Umständen angemessen ist, vor sich, ohne daß die Umstehende zu Rathe gezogen, oder ihre Vorschläge angenommen und befolget werden, verordnet, und aufs genaueste in allem vollzogen wissen will.

Eben solcher Arzt, welcher, wie Boerhaave, oft die verborgensten Quellen ergründet, und da zu helfen weiß, wo hundert andre verstummen, wird dabey nach dem Beyspiel dieses unsterblichen Arztes niemals sich selbst erheben, nie grosse Versprechungen baldiger Hülfe, wo keine zu hoffen ist, von sich hören lassen, sondern allemal als ein Mann, der seine Pflicht kennt, in Wahrheit sagen: Und

wenn er als Mensch das Unglück hat zu fehlen, so wird er auch, dieses zu überwinden, und Fehler zum Wohl der Menschen und zur Erweiterung seiner Wissenschaft anzuwenden geschickt seyn.

Es wird Ihnen zwar schwer fallen, viele Aerzte dieser Art bey dem Krankenbette anzutreffen, doch hoffe ich, sollen Sie einige finden; und diesen können Sie sich allemal getrost überlassen, und auch Ihren Freunden vorschlagen. Wie nöthig ist demnach die Prüfung der Geister — Nur ist es Schade, daß sie nur von Leuten, welche Einsicht und Beurtheilungskraft genug haben, gehörig unternommen werden kann. Dem gemeinen Haufen, den Vorurtheile und Tand verblenden, muß sie leider verborgen und unbekannt bleiben.

Ich bin ꝛc.

IV. Brief.

Vorschläge zu einer guten medicinischen Policey.

Werthester Freund.

Wenn Fürsten ihre Unterthanen lieben; wenn sie ihre Pflicht kennen, welche das Wohl derselben von ihnen fordert; ja wenn sie sich selbst lieben; so kann es ihnen unmöglich gleichgültig seyn, ob ihr eigen und ihrer Unterthanen Leben in den Händen der Menschenfreunde, derer, die Pflicht und Religion hochachten und ausüben, oder der Mörder stehet. Sie werden mir eingestehen, daß man in keinem Jahrhundert mehr, als in dem jetzigen, sich angelegen seyn lasse, die Macht der Fürsten durch eine zahlreiche Menge Unterthanen zu befestigen. Warum aber auf der andern Seite sich niemand um den Schaden bekümmerte, der durch die Betrüger und Arzneykrämer, durch elende Aerzte, Wundärzte, Hebammen, u. s. w. täglich gestiftet wird, und der einem Landesherrn jährlich eine sehr grosse Menge Unterthanen raubet, dieses muß ich frey

frey gestehen, bin ich nicht zu entwickeln im Stande — .

Sie werden mir zwar die erst neulich in Chur-Sachsen gemachte Anstalten und das Medicinalwesen betreffende höchste Verordnungen entgegen setzen. Es ist wahr, sie sind dem Innhalt nach sehr vorzüglich, aber nur Schade, daß die Ausführung derselben fast unmöglich, weil sie den wenigsten Städten angemessen sind.

Ich will mich nicht weiter erklären, so viel aber kann ich Ihnen versichern, daß, so lange den Aerzten in Chursachsen der Arzneyhandel nothwendig bleibt, so lange die Apothecken Gewürzläden bleiben, und nicht in Apothecken verwandelt werden, so lange den Feldscheerern, und was zur Pfuscher-Colonie gehöret, durch die Finger gesehen wird, so lange noch in kleinen Städten an den Jahrmärkten den Markschreyern aufzutreten erlaubt wird, u. s. w. so lange wird, Troz allen Befehlen, keine Ordnung hergestellet werden können.

Uebrigens wissen Sie auch selbst, daß die, welche auf der einen Seite bauen, auf der andern selbst wieder niederreissen. Das einzige, was ich sehnsuchtsvoll wünschte, ist, daß mit allgemeiner Macht dem Unheil abgeholfen

holfen werden möge. Sie wissen meine redliche Gesinnungen, und es ist Ihnen so gut als dem Allwissenden bekannt, wie sehr mir das Wohl meiner Nebenmenschen am Herzen lieget. Ich will Ihnen daher, Ihre Bitte zu gewähren, meinen Plan zu einer guten medicinischen Policey offenherzig entdecken. Können Sie ihn verbessern, oder auch bey Gelegenheit von ihm Gebrauch machen, so werden Sie nicht vergessen, daß Ihr wahrer Freund ihn entworfen.

Hier folgt er.

Plan zu einer medicinischen Policey.

I. Abschnitt.

Von den Aerzten.

1. Satz.

Die Fürsten, deren gnädigsten Schutz die hohen Schulen zu geniessen haben, sollten den medicinischen Facultäten ausdrücklich befehlen, keinen als geschickten Leuten die höchste Würde in der Arzneywissenschaft zu ertheilen. Die von den Candidaten abzulegende

Proben sollten in einer Abhandlung aus der practischen Arzneywissenschaft, die sie selbst verfertiget, und der Behandlung einiger Kranken, welche sie unter der Aufsicht ihrer Lehrer unternehmen und ausführen müssen, bestehen. Wollte man auch da noch ein Mißtrauen in die Facultäten setzen, so möchte der Physicus der Stadt, in welcher der junge Arzt seine Wissenschaft ausüben will, die letztere Probe noch einmal vornehmen; sie ist, so viel ich glaube, sicherer als ein Examen.

2. Satz.

Es sollte ein guter Landesherr nur eine gewisse, der Menge seiner Unterthanen angemessene Anzahl rechtschaffener Aerzte in seinem Lande dulden, sie in die Städte und Landschaften gehörig vertheilen, und sie unterstützen und schützen.

3. Satz.

Ein Generalphysicus würde in einem Land sehr nützlich seyn. Von ihm müßten alle Einrichtungen und Anstalten gemacht werden.

4. Satz.

Die Stadt- und Land-Physici, welche die ältesten und geschicktesten Männer seyn müssen, haben

haben über die andere Aerzte die Aufsicht, halten alle Viertel = oder halbe Jahre mit ihren Amtsbrüdern eine freundschaftliche Zusammenkunft, theilen ihre Beobachtungen mit, und fordern sie von den andern; und wenn einem unter ihnen ein sehr seltener Fall vorkommt, so wird er die andern zu Rathe ziehen, und gemeinschaftlich den Kranken behandlen.

5. Satz.

In jeder ansehnlichen Stadt, wo etliche Aerzte sind, sollte eine medicinische Bibliothek, vorzüglich aber von denen Büchern, welche gute Beobachtungen enthalten, errichtet werden; worzu theils die Gnade des Landesherrn, theils der Beytrag, welchen jeder angehender Arzt zu thun verbunden wäre, vieles beytragen könnte.

6. Satz.

Die Aerzte müssen sich mit den Arzneyen nicht beschäftigen dörfen, sondern alles aus den Apothecken verschreiben.

7. Satz.

Muß ihnen hingegen ihre Mühe bezahlet werden, und daher die Taxe der Mühe angemessen und so beschaffen seyn, daß

die Aerzte davon Standsgemäß leben können.

8. Satz.

Die Besorgung der Hospitäler und Armenhäuser wird dem Physicus überlassen.

9. Satz.

Bey ansteckenden Krankheiten müssen die Aerzte gemeinschaftlich auf ihre Beschaffenheit und Genesmittel denken.

10. Satz.

Allen andern Menschen, sie mögen Wundärzte, Apothecker, Hebammen oder andere Leute seyn, muß bey hoher Strafe verboten werden, sich mit innerlichen Kuren abzugeben: Offenbare Pfuscher sollten die Landesherren mit ewiger Gefängnißstrafe belegen.

II. Abschnitt.

Von den Wundärzten.

1. Satz.

Die Landesherren und Obrigkeiten sollten nicht allein, nach dem hannöverischen Beyspiel, den Unterschied zwischen Bader und

Barbie-

Barbierer, sondern auch ihre ganze Innung und alles, was handwerksmäßig ist, aufheben.

2. Satz.

Die Wundärzte sollten sich bloß mit der Wundarzneykunst beschäftigen, und diese nicht als ein Handwerk, sondern als eine Kunst auf hohen Schulen und in Lazareten erlernen.

3. Satz.

Ihre Anzahl muß ebenfalls bestimmt seyn.

4. Satz.

Sie stehen unmittelbar unter dem Physicus, und müssen von ihm, ehe sie ihre Kunst ausüben, geprüfet werden.

5. Satz.

Diese Probe kann am füglichsten unternommen werden, wenn man ein Scelet und einen todten Körper bey der Hand hat. Daher es sehr zu wünschen wäre, daß die in Ansehung der Anatomie in den Herzogl. Gothaisch- und Altenburgischen Landen gemachte Anstalten nachgeahmet würden.

6. Satz.

Der Stadtwundarzt besorgt die öffentliche Krankenhäuser.

7. Satz.

Alle Operationen müssen in Gegenwart des Arztes gemacht, und die andere Wundärzte als Gehülfen und Zuschauer bey wichtigen Fällen zugezogen werden.

8. Satz.

Es könnte nicht undienlich seyn, wenn die Wundärzte angehalten würden, diejenige äusserliche Mittel zu gebrauchen, welche der Physicus in die Apothecke zu ihrem Gebrauch vorgeschrieben.

9. Satz.

Die Taxe muß nach der Verschiedenheit der Operationen und anderer vorkommenden Fälle eingerichtet seyn.

10. Satz.

Die nöthigsten Instrumenten muß jeder Wundarzt haben: ein grösserer Vorrath aber und eine brauchbare Büchersammlung könnte durch die nämliche Beyträge, wie bey den Aerzten, angeschaft werden.

III. Abschnitt.

Von den Apotheckern.

1. Satz.

Ihre Zahl muß bestimmt seyn.

2. Satz.

Der Apothecker muß zur Probe verschiedene Processe in Gegenwart des Physicus ausarbeiten, und dadurch zeigen, daß er seine Kunst verstehet.

3. Satz.

Eine jede Apothecke muß nach einem Dispensatorio eingerichtet seyn.

4. Satz.

Bey der jährlichen Untersuchung kann der Arzt alles nach dem Dispensatorio nicht nur vorräthig, sondern auch gut verlangen.

5. Satz.

Die Taxe muß so seyn, daß der Apothecker ehrlich leben kann.

6. Satz.

Es darf kein Recept gemacht werden, welches nicht von einem Arzt verschrieben worden,

auch bey hoher Strafe keine giftartige Dinge oder wirkliche Gifte von der Hand weggegeben werden.

7. Satz.

Kommt dem Apothecker eine Vorschrift vor, die von keinem Arzte unterschrieben worden, oder bedenkliche Ingredienzen enthält, so ist er verbunden, seinem Physicus es anzuzeigen.

IV. Abschnitt.
Von den Hebammen.

1. Satz.

Der Hebammenmeister, wenn es nicht der Physicus selbst ist, stehet unter ihm, und muß demselben alle Jahre einen Bericht von den vorgekommenen Fällen erstatten.

2. Satz.

Die Hebammen werden von dem Physicus oder Hebammenmeister unterrichtet: Die Geburtstheile lernen sie an Leichen kennen, und die Wendungen werden ihnen an Maschinen gewiesen, wozu endlich die eigene Uebung unter Anführung des Hebammenmeisters kommen muß.

3. Satz.

Ihre Pflicht ist es, daß sie keine Gebährende zu früh anstrengen, keine in Kindesnöthen verlassen, und wenn die Geburt schwer und widernatürlich ist, sich an den Hebammenmeister wenden.

4. Satz.

So wie sie vor jeden Beystand eine gute Bezahlung, welche in einer Taxe festgesetzt seyn muß, zu erhalten haben, so haben sie auch, wenn ihnen gegründete Vorwürfe gemacht werden können, die gewissesten und schwere Strafen zu gewarten.

V. Brief.

Vorschläge zur Verbesserung der Apothecken.

Mein Werthester.

So wie die Frauenzimmer den Geschmack der französischen Damen, und unsere junge Stutzer die englische Kleidermoden nachzuahmen sich gefallen lassen, so nehmen auch die Aerzte die englischen und französischen Kurmethoden nach und nach an, und kuriren auf deutschem Boden gut französisch und englisch. Nur die Apothecken sind noch nicht auf diesen Schlag. Noch haben wir die Apotheckerbücher in Folio, und die ellenlange Zubereitungsvorschriften. Noch werden jährlich eine Menge Kolben und Retorten zum Abziehen unnützer und überflüssiger Wasser und anderer Geräthschaften zu Grunde gerichtet. Noch müssen die armen Lehrjungen sich plagen, um eine Menge unnützer Sachen nebst dem Preiß ihrem Gedächtniß einzuprägen, wenn sie nicht für dem Donnern der Schimpfworte ihrer Lehrherren zittern, oder gar — die Schwere des

re des Prügels fühlen wollen. Ich übergehe andere Dinge, da mir diese zum Beweis der Nothwendigkeit einer allgemeinen Verbesserung der Apothecken, besonders unserer, hinlänglich seyn können.

Lassen Sie uns doch einen Versuch wagen, zu der Reformation dieser Gewürzläden Vorschläge zu thun. Ich will Ihnen die meinige hier mittheilen, verbessern sie dieselbe gütigst; denn mag sie auch das Publicum zu Gesichte bekommen, und sie beurtheilen.

Erster Vorschlag.

Alle unnütze und verdorbene, oder dem Verderben leicht unterworfene Dinge sollen und müssen abgeschaft werden.

Zweyter Vorschlag.

Was wirklich verdorben ist, darf gar nicht mehr gebraucht werden; dahin sind verfaulte abgezogene Wasser, zerfressene Hölzer, Rinden, Wurzeln, u. s. w. zu rechnen; was aber noch gut, aber überflüssig ist, kann nach und nach verbraucht, doch aber nicht wieder angeschaft werden. Dahin gehören beynahe alle Absorbentia, als Hechtkiefer, Schweinszähen, Elendsklauen, Bezoar, u. s. w. die Species

cies Dia alle, nicht weniger viele Zubereitungen von Salben, Syrupen und dergleichen.

Dritter Vorschlag.

Damit aber der noch übrige Vorrath, welcher zimlich ins kleinere gezogen werden möchte, nicht allzu unansehnlich seyn möge; so sollen statt der vorigen unnützen Materialien und Präparaten andere neue, durch die Erfahrung der besten Aerzte als wichtig befundene Arzneyen in ihre Fächer eingerücket werden.

Vierter Vorschlag.

Zu diesem Zwecke, damit der Apothecker auch wissen möge, was für Dinge eigentlich in seiner Materialkammer und Pharmacie sich befinden sollen, wird vor allen Dingen nöthig seyn, daß ein neues Apotheckerbuch, welches nur die besten Arzneymittel enthalten muß, von einem oder mehrern geschickten Aerzten verfertigt, und dem Apothecker zur genauesten Vorschrift und Anweisung mitgetheilet werde.

Fünfter Vorschlag.

Dieses neue Apotheckerbuch muß zugleich eine Taxe enthalten, nach welcher die einfachen so wohl als zusammengesetzten Arzneyen

einen

einen solchen Preiß bekommen, daß der Apotheker als ein ehrlicher Mann dabey bestehen und leben kann.

Sechster Vorschlag.

Hingegen wird er sich verpflichtet halten, sein Laboratorium, Geräthschaft und Materialien in gutem Stand zu erhalten, und auf die Verfertigung der Arzneyen vorsichtig zu sehen, damit der Arzt, welcher alles aus seiner Officin verschreiben muß, sich ganz auf ihn verlassen kann.

Siebenter Vorschlag.

Der Handkauf an Material- und Apotheckerwaaren muß ganz wegfallen, und jedermann an den Arzt gewiesen, auch kein Recept gemacht werden, welches nicht die Unterschrift eines wirklichen Arztes hat.

Achter Vorschlag.

Die Aerzte werden, wenn auch alles im besten Stand ist, doch nicht vergessen, alljährlich eine ganz genaue Revision zu einer dem

dem Apothecker unbekannten Zeit, anzustellen, und das Fehlerhafte zu ahnden.

Dieses, mein Wertheſter, ſind Vorſchläge. Wenn ihnen der Himmel bald den Ausſchlag geben möchte, ſo würde, meiner Einſicht nach, in manchem Land eine entſetzliche Menge Unvollkommenheiten aufhören: Und dieß kann man doch wohl hoffen!

Ich bin ꝛc.

VI. Brief.

Geschichte einer tödtlichen Zahnarbeit.

Liebster Freund.

Sie verlangen meine neueste Krankengeschichte? Sie ist zu weitläufig, und ich kann sie unmöglich in der kurzen Zeit, welche noch bis zum Abgang der Post übrig ist, beschreiben. Damit Sie aber doch eine Krankengeschichte zu lesen bekommen, so will ich Ihnen die, welche mir gestern erzählet wurde, mittheilen, und sie mit Anmerkungen begleiten.

Ein Kind von einem halben Jahre, welches sonst ganz gesund und munter war, starb an der Zahnarbeit. Dieß ist nichts neues, werden Sie sagen. Gut, aber die Ceremonien bey diesem Tod sind neu. Der graue Arzt, welcher das arme Kind behandelte, sah mit der Mutter des Kindes ein paar Tage vor dem Tode ein paar Zähngen. Sie hatten sie gesehen, aber kurz vor dem Tode waren sie nicht mehr sichtbar. Ey, sagte der Arzt, das habe ich in meinem Leben nie gesehen, das ist wunderbar! Er verordnete, weil das Kind keine Ruhe hatte, einige Ruhe bringende Zeltlein. Das Kind starb. Nach einer langen

Con-

Condolenz sprach er: Frau Baas, ich will Sie warnen, keinem Kinde dergleichen Zeltlein holen zu lassen, sie enthalten Opium, und dieses muß nicht recht abgetheilt worden seyn, wie es leider in Apothecken geht, und das Kind hat zu viel Opium bekommen, und ist leider gestorben.

Welchen Trost und Ruhe kann wohl eine zärtliche Mutter aus einer solchen Vertheidigungsrede schöpfen? Aber, mein alter Hippocrat! warum haben Sie ein solch unsicheres Mittel verordnet? Doch nein, ich spreche Sie und ihre Zeltlein schuldfrey. Der Apothecker hatte zum Glück kein Opium, wie er mir selbst vor einer Stunde eingestanden. Das Kind starb, weil Sie das Fieber nicht mäßigten, weil der Schmerz allzu heftig war, indem einige Faden von dem Zahnfleisch über dem Zahn zurückblieben, und diese stark angeschwollen, daher kam es auch, daß man die vorher sichtbare Zähne kurz vor dem Ende nicht mehr sah. Würden Sie, vielleicht hätten Sie das Kind gerettet, die Fasern entzwey haben schneiden lassen, so würden Sie die Schutzrede nicht nöthig gehabt haben.

O Freund! wie viele Kinder sterben jährlich durch solche Kuren, und doch glaubt der Pöbel an den grauen Kinder-Doctor und sein Kinderpülvergen! Leben Sie wohl.

VII. Brief.

VII. Brief.

Gedanken über das Arzney-Dispensiren der Aerzte.

Mein Herr.

Sie wollen von mir eine kurze Nachricht von derjenigen Praxis, wo der Arzt die Arzneyen selbst dispensirt, haben, und ich mache mir ein wahres Vergnügen daraus, daß ich Ihnen meine Gedanken über dieselbe entdecken kann. Diese Art der medicinischen Praxis hat eine gute und eine schlimme Seite, so wie alle Dinge, doch glaube ich, ist sie für die Kranken, welche redliche Aerzte haben, besser, als für die Aerzte selbst.

Es ist ganz gewiß, daß die Krankheiten hier zu Land nicht so viel Aufwand erfordern, als bey Ihnen; aber es ist auch unläugbar, daß die Aerzte, dem äusserlichen Anschein nach, nicht so glücklich leben, als in Ihrem Vaterlande.

Hier rollen keine Wagen der Aerzte, ihr Aufzug ist nicht so splendid, ihre Tafel nicht so besetzt, als der Aerzte, die bey Ihnen woh-

nen, denen man es an ihren dicken Bäuchen und Backen ansiehet, daß sie mehr dem Bacchus als Apollo angehören.

Damit ich mich aber nicht zu weit von meinem Vorhaben entferne, so muß ich Ihnen die eine oder die andere Seite zuerst abschildern. Ich will also von der guten Seite den Anfang machen; denn wir stellen uns doch, wenn wir nicht melancholisch sind, ohnehin alles in der Welt lieber von der guten als schlimmen Seite vor.

Diese Art zu practiciren hat folgende wahre Vortheile.

1. Kann der Arzt als ein Menschenfreund den Armen ihre Last, die sie in kranken Tagen gedoppelt stark drückt, unendlich erleichtern, wenn er ihnen die Arzneyen sehr wohlfeil, oder aus Mitleiden gar umsonst reichet.

2. Kann der einsichtsvolle Arzt, ohne daß sich ihm jemand widersetzt, Versuche anstellen.

3. Ist sie deswegen vorzüglich, weil oft Fälle vorkommen, wo plötzlich Hülfe muß geschaft werden, und wo die geringste Verzögerung schaden kann.

4. Da manche Kranke ein grösseres Zutrauen zu der Wirkung der Arzneyen, welche sie unmittelbar vom Arzte bekommen, haben,

als

als zu denen, die er aus der Apothecke verschreibt, so kann sie auch oft zur Besserung in Krankheiten, wirklich, oder doch zufälliger Weise was beytragen.

Siehet man aber dieselbe von der schlimmen Seite an, so ist sie so schädlich, als nur ein Ding auf der Welt seyn kann. Denn:

1. Kann der Arzt, wenn er keine Religion und Gewissen hat, ungescheut und ungestraft ein Giftmischer seyn.

2. Will er nicht redlich handlen, so hat er hier die beste Gelegenheit, ein Charletan, ein Betrüger, ein Geheimnißkrämer zu werden.

3. Wenn er nicht hinlängliche Känntniß von der Zubereitung und Mischung der Arzneyen hat, so wird er Fehler begehen, die oft unverbesserlich sind, und wiederholt werden; weil sie ihm selbst verborgen bleiben können.

4. Ist sie, indem der Arzt die Zeit, die er zum Beobachten und Lesen anwenden konnte, auf seinen Arzneyhandel verwenden muß, auch aus dieser Ursache höchst nachtheilig.

5. Schadet sie auch der Ehre der Arzneywissenschaft; indem der Pöbel nur

nach den Arzneyen den Arzt beurtheilet, und man auch selbst Klugen kaum beybringen, und begreiflich machen kann, daß mehr als Arzneyen zum Heilen gehören.

Denn der Pöbel, und so auch der Vornehme, denkt nach dem Sichtbaren, und nur Aerzte, und leider kaum ein geringer Theil von ihnen, wissen, daß Beobachten das eigentliche Kunststück in der Ausübung der Arzneykunst sey.

Da ich bis daher die Vortheile so wohl als Schaden, welche aus dieser Art zu practiciren entstehen, beschrieben habe, so sollte ich nun auch noch entscheiden, ob sie in einem Staate zu dulden oder nicht?

Es wäre allerdings zu wünschen, denn Wünsche gelten nur in solchen Fällen, daß das eigene Dispensiren der Arzneyen den Aerzten nur in so weit erlaubt, und dahin eingeschränkt würde, daß sie nur im Nothfalle, z. Ex. bey nächtlicher Weile, auf Reisen, wo keine Apothecke gleich vorhanden, u. s. w. die Arzneyen selbst dispensirten.

Hierzu, sollte ich denken, brauchte der Arzt auch eben keinen grossen Aufwand,

noch

noch weniger hat er nöthig, seine zu nützlichern Geschäften für ihn höchst wichtige Zeit bey dem Schmelztiegel zuzubringen, da er vor wenige Thaler aus der Apothecke so viele Arzneyen, als er zu diesem Zwecke nöthig hat, bekommen kann.

Ich hoffe, daß auch in diesem Stücke eine Besserung erfolgen soll, wenn nur erst einmal eine Reform mit den Apothecken vorgenommen worden. Auch dieses günstigen Schicksals wird uns die Zukunft gewähren.

Ich bin rc.

VIII. Brief.

Gedanken über die Art, durch Recepte zu kuriren.

Mein Herr.

Neulich ertheilte ich Ihnen meine Gedanken über diejenige Art der medicinischen Praxis, bey welcher die Aerzte die Arzneyen selbst dispensiren. Mein damals hinzugefügter Wunsch lief, wo ich nicht irre, dahin aus, daß dieselbe ganz und gar, bis auf einige Einschränkungen, abgeschaffet werden möchte. Nun will ich auch von der andern Art, welche darinn bestehet, daß der Arzt durch Vorschriften oder Recepte practicirt, handlen. Sie ist Ihnen bekannt, aber die aus derselben auf das Publicum sich erstreckende Vortheile, oder schädliche Folgen, sind Ihnen noch nicht bekannt; und es ist mir um so mehr angenehm, Sie hievon zu belehren, je genauer zugleich das Wohl anderer damit verbunden ist.

Die schädliche Folgen dieser Art zu practiciren lassen sich auf folgende Sätze einschränken.

1. Kann

1. Kann der Arzt die Kur ohne Noth sehr theuer und kostbar machen.

2. Kann er, wenn er in einer kleinen Stadt allein ist, und sich mit dem Apothecker versteht, Betrügereyen spielen, und ungescheuet Gift mischen.

3. Wenn die Formeln in der Apothecke nicht gehörig verwahrt und aufbehalten werden, so können die Leute, die sie wieder zurück bekommen, sehr leicht einen schädlichen Gebrauch davon machen.

So schlimm aber die Folgen dieser Art zu practiciren seyn können, so nützlich sind hingegen die aus derselben erwachsende Vortheile. Denn

1. Können in grossen Städten keine offenbahre Fehler, weder in Ansehung der Mischung der Arzneyen, noch auch des Gebrauchs schädlicher Dinge, vorgehen, weil der Apothecker dem Physicus es anzuzeigen verbunden ist, wenn ihm Formeln vorkommen, welche Verdacht erregen.

2. Wird der redliche Arzt niemals ohne Noth sehr kostbare Sachen verordnen, da man weiß, daß sie eben von keinem grössern Nutzen sind als die wohlfeilern, sondern allemal leztere vorziehen.

3. Ist diese Art zu practiciren der Ehre der Arzneywissenschaft zuträglicher, weil der Arzt hierbey nicht nur bloß Arzneyen verordnet, sondern auch in Ansehung der übrigen Umstände eine gehörige Veranstaltung treffen muß; denn oft wird er mit einer gehörig eingerichteten Lebensordnung ohne Arzneyen den Kranken so gut herstellen können, als der Arzneykrämer mit seinen Arzneyen; welche er bloß deswegen den Kranken verschlucken läßt, damit er auch was für die Kur, und vielmehr seine Tröpfgen bezahlt bekommt.

4. Kann der Arzt, da er sich mit Zubereitung der Arzneyen nicht beschäftigen darf, die ihm übrig bleibende Zeit zum Lesen guter Schriften sehr nützlich anwenden, und diese Bemühung wird ihm bey dem denkenden Publicum mehr Ehre und Dank erwerben, als die Erfindung von 20. Panaceen und Arcanen.

5. Wenn der Apothecker nichts von der Hand weggeben, auch kein Recept, wenn es nicht von einem Arzt unterschrieben ist, machen darf, und die Recepte in sichere Verwahrung genommen, oder dem Arzt wieder zurückgegeben werden; so fällt bey dieser Art zu practiciren alle Pfuscherey und der eigenmächtige Gebrauch der Arzneyen weg, und das Publicum wird dadurch zugleich unterrichtet, daß der

Gebrauch

Gebrauch der Arzneyen keine gleichgültige Sache sey, sondern allemal Beurtheilungskraft und Känntniß der Krankheiten erfordere.

6. Ist endlich diese Art zu practiciren auch wegen denen bey wichtigen Krankheiten zu haltenden Consiliis, vorzüglich zu loben; denn hier kann kein Arzt den andern täuschen und hintergehen, sondern der Augenschein belehret sogleich den andern von den gebrauchten Arzneymitteln.

Auch hieraus lassen sich die Vortheile, welche ein Staat aus einer guten medicinischen Policey zu schöpfen Hofnung hat, beurtheilen; und hingegen auch die schlimme Folgen einsehen, von welchen ein Staat, in welchem auch in medicinischen Sachen keine Ordnung herrscht, gedrückt wird, ermessen. Wird man aber wohl noch hoffen können, verjährte Vorurtheile auszurotten?

Ich bin rc.

IX. Brief.

Von der Mischung der Arzneyen.

Mein Herr.

So nothwendig dem Dorfpfarrer in Sachsen die Wissenschaft, das Feld zu bearbeiten, ist, wenn er für sich und seine Familie Brod haben will; eben so nöthig ist dem Arzt die Kenntniß der Mischung der Arzneyen, wenn er seine Kranken behörig behandlen will. Wenn aber beede in ihrer Wissenschaft unbewandert sind, so sind die Folgen, welche daraus auf andere Menschen sich erstrecken, zwar bey beiden sehr wichtig; bey dem Pfarrer aber sehr gut, hingegen bey dem Arzt äusserst gefährlich. Denn der Pfarrer verrichtet mit desto grösserem Fleiß seine Amtsgeschäfte, widmet die übrige Stunden den Wissenschaften, und ist also nicht allein für das Beste seiner Pfarrkinder, sondern auch für das allgemeine Wohl eifrigst besorgt. Hingegen stiftet ein solcher Arzt auf eine vielfache Art und oft sehr grossen Schaden. Ich glaube, Ihnen einen Gefallen zu erweisen, wenn ich die verschiedene

Fälle

Fälle erzähle, welche, wenn der Arzt die Mischung der Arzneyen nicht verstehet, vorkommen können. So wie es in allen Dingen das beste ist, die Mittelstraße zu halten, und der Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun, so gilt es auch in Ansehung der Mischung der Arzneyen, doch kann man öfters der Sache zu viel als zu wenig thun. Die besten Aerzte unserer Zeit lieben das Einfache, und je weniger eine Arzney Dinge enthält, je einfacher sie ist, desto schöner, desto angenehmer, und meistens gilt es auch, desto wirksamer ist sie. Der erste Fehler, den man bey der Mischung der Arzneyen begehen kann, ist demnach, wenn man zu viel Dinge untereinander mengt. Die ehrlichen Alten mischten flugs 20. bis 30. Kräuter, Hölzer, Wurzeln, Blüthen, Saamen, u. s. w. untereinander, wenn sie einen Brustthee verordneten. Ein bloßes Temperirpulver mußte wenigstens 8. oder 10. Ingredientien enthalten. Und ich besinne mich, daß Sie mir selbst eine dergleichen Formul gezeiget, welche Sie Ihrer seligen Frau Großmutter, die sie von Rolsinken oder doch einem Schüler von ihm erhalten, zu Ehren und Andenken aufbehalten. Sie enthielt, wenn ich mich nicht ganz irre, Elendsklauen, Hechtkiefer, Schweinszähne, Muscheln, Krebsaugen, philosophisch-

losophisch = präparirtes Hirschhorn, Perlen, Schweißtreibendes Spießglas, etwas Zinnober und Salpeter: Ich lächlete —. Dergleichen Fehler, welche aus den irrigen Grundsätzen entsprangen, es müsse ein jedes Arzneymittel aus folgenden vier Stücken bestehen:

1. Dem Grundmittel (Basis).
2. Dem Hülfsmittel, welches die Kräfte des erstern verstärken soll, (adiuvans).
3. Dem verbessernden (corrigens).
4. Dem, welches eine gewisse Art der Mittel macht, (constituens).

Diese sind den Alten zu verzeihen. Wenn aber in unsern Tagen, wo man über dergleichen gezwungene und maschinenmäßige Proceduren hinaus ist, wo schon selbst die Apotheckersjungen über solche lange Formeln sich lustig machen, wenn, sage ich, noch jetzt dergleichen Fehler vorgehen; so sind sie unverzeihlich — —

Hofmann war ein sehr scharfsichtiger Arzt, und ich habe die gröste Achtung vor seine Verdienste, die wirklich groß sind; aber über diese und andere ihm aus dem Alterthum anklebende Dinge konnte er sich doch nicht ganz erheben. Viele seiner Schüler, welche auch die neuere Schriften gelesen haben, bessern sich, und werden modern: Die aber, welche sich noch

noch sehr pünktlich nach seinen Lehren richten, beten auch noch seine Formulen nach, und daher kommt es, daß Ihr Arzt, welcher in seiner Kunst grau geworden, und daher sein Gedächtniß verlohren, weil er, wie er vorgiebt, allzu viel nachgedacht, sein Receptenbuch in der Tasche zu Ihnen bringt, und Ihnen getreulich und sonder Gefährde, er müßte sich denn bey dem Abschreiben versehen, ein Hofmannisches oder ein anderes Recept, welches schon sein Herr Groß-Papa oder Papa bewährt befunden, ausschreibet.

In einer königlichen Stadt sind die weitläufigen Formuln noch eben so gemein, als die langen Morgensegen in den Strohhütten. Fragen Sie nach der Ursache, so muß ich Ihnen eine zweyfache anzeigen. Die eine ist die Unwissenheit mancher Aerzte; Wundern Sie sich aber nur nicht, wenn ich von Unwissenheit spreche; man kann in den Augen anderer groß, und doch unwissend seyn. Denn die Schicksale der Menschen sind wunderbar, und ein Zufall macht den dummsten Menschen groß, und ein anderer den geschicktesten zum Bettler. Die andere Ursache möchte ich fast in der Gewinnsucht der Apothecker und Aerzte selbst suchen. Diese gewinnen bey einer rei-

chen

chen Dame ein gewaltiges Ansehen, wenn die Kur kostbar geworden, und jene bekommen ihren verfertigten Mischmasch theurer bezahlt. Wie ferne die Redlichkeit dabey bestehen könne? wer wird wohl so schwach denken, und sich darum bekümmern?

Der zweyte Fehler, welcher bey der Mischung der Arzneyen begangen wird, bestehet aus folgenden zwey Stücken:

1. Wenn Dinge zusammen gemischt werden, die sich nicht gerne mischen lassen.

2. Wenn man solche Dinge mischt, die sich zwar vertragen, aber durch ihre Verbindung die Arzney unwirksam machen.

Hätte jeder Arzt eine genaue Känntniß der Materialien, und hinlängliche chymische Wissenschaft, so würde ich des ersten Fehlers gar nicht Erwähnung thun dörfen. Vielleicht fallen Ihnen, ob Sie gleich kein Chymiste sind, doch einige Beyspiele ein, welche die Sache erläutern. Ich will Ihnen daher nur wenige anzeigen; z. Ex. wenn eine Mandelmilch mit Citronen-Syrup versüßt wird; wenn vom Weingeist aufgelößte Harze unter

wäßrige

wäßrige Mixturen kommen; wenn man Hofmanns weiße Tropfen mit Sydenhams Laudanum mischt; wenn viele Mittelsalze unter Pillenmassen verschrieben werden; wenn Meerzwiebelhonig zu Mixturen kommt, welche Spießglasschwefel, Weinsteinrahm, u. s. w. enthalten: anderer zu geschweigen.

Was den zweyten Fehler betrift, so können folgende Beyspiele zur Erläuterung dienen. Wenn Opium mit Laxirmitteln gemischt worden, so wird die Wirkung des einen und des andern gestöret, und also keine erfolgen. Wenn versüßtes Queckſilber mit Kampfer zugleich gegeben wird, so wird kein Speichelfluß daher entstehen, u. s. w. Hiebey muß ich aber doch zugleich erinnern, daß oft die geschicktesten Aerzte dergleichen Mischungen machen lassen, um durch zwey einander entgegengesetzte Mittel eine ihrer Absicht gemäße besondere Wirkung zu erhalten, in welchem Fall aber nur dem, der die Absicht des Arztes nicht kennt, eine solche Mischung fehlerhaft vorkommt.

Dieses, mein Herr, wollte ich Ihnen ganz kürzlich von der Mischung der Arzneyen mittheilen. Sie könnten in der That ein gutes

tes Werk stiften, wenn Sie Ihren Arzt zu bessern sich bemühen wollten. Empfehlen Sie ihm zu dem Ende, die neuern Schriften fleissig zu lesen, und sich daraus Muster zu wählen. Vielleicht dankt er es Ihnen, wenn er den Werth der Simplicität kennen lernt, daß er noch vor seinem Tode weise wird. Er wird Ihnen zwar anfänglich sich sehr widersetzen, er wird von Kleinigkeiten und nichts taugenden Neuerungen sprechen, er wird auf seine lange Erfahrung trotzen —: und will er sich nicht belehren lassen, so lassen Sie ihn wandern —.

Ich bin 2c.

X. Brief.

Von den Geheimnissen der Aerzte.

Werthester Freund.

Nichts ist vortreflicher, Freund, als die Offenherzigkeit, aber nichts ist auch so selten als diese herrliche Tugend. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß sie besonders unter den Aerzten allgemeiner würde. Noch hindert es aber die Ehre, eine gewiß falsche Ehre; die Gewinnsucht, welche Niederträchtigkeit! und der falsche Wahn des gelehrten Ansehens, daß die Aerzte nicht allgemein offenherzig reden und handlen. Möchten sie doch alle das Herz eines Tissots haben, und sich als Menschenfreunde zeigen! Es ist wahr, dem Robert Tabor war es zu verzeihen, als er im vorigen Jahrhundert die peruvianische Rinde, durch deren Gebrauch er den Dauphin an einem sehr hartnäckigen Fieber heilete, als ein Geheimniß an Ludwig den vierzehenten verkaufte, und sich

dadurch eine Million erwarb: Sollte man aber in unsern aufgeklärten Zeiten noch Aerzte finden, die Geheimniß-Krämer wären? Wir dörfen uns, Freund, nicht erst zu den Afterärzten wenden, wir finden leider unter unsern Amtsbrüdern solche verabscheuungswürdige Menschen.

So wenig der Arzt Ursache hat, dem Kranken zu sagen, woraus das Genesmittel bestehet, indem es ihm sehr gleichgültig seyn kann, ob er es weiß oder nicht; so sehr ist er verbunden, einem andern Arzt offenherzig zu entdecken, was gebraucht worden, und welche Mittel den Kranken gerettet haben. Denn wie leicht kann nicht dem andern Arzt ein ähnlicher Fall vorkommen, und sollte er es sodenn seinem Freund nicht Dank wissen, daß er ihm die Wege gebahnet? Zu geschweigen, daß das algemeine Wohl dabey gewinnt, und die Beruhigung, Gutes gestiftet zu haben, dem redlichen Arzt allemal unendlich schätzbarer seyn muß, als eine Hand voll Geld. Wie wenig aber diese so wichtige Pflicht beobachtet werde, werden Sie oft in Ihrer Praxi erfahren haben, und noch täglich erfahren: Sie werden oft bemerkt haben, daß man mit der Sprache nicht recht heraus

aus will, daß man von eigenen und unbekannten Mischungen spricht, u. s. w. Dieses ist eine Art der Geheimnisse; es giebt aber noch eine andere, welche sich besonders auf die Kranken beziehet, von welcher der wahre Grund ebenfalls nichts anders als die Gewinnsucht ist.

Noch zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts haben Hoffmann und Stahl ihre geheime Mittel in die Welt gesendet, und erst vor einigen Jahren starb ein Mann in L**, Nahmens H**, welcher ein Büchelgen von dem Gebrauch seiner Mittel drucken ließ, und sie Kistenweise versendete. Aber endlich haben dergleichen Schwindel aufgehöret, und man hält es jetzt für eine Schande, solche offenbahre Geheimniß-Krämerey zu treiben. Man sucht aber seine Vortheile auf eine andere nicht so sehr ins Gesichte fallende Art, um sie dennoch nicht aus Handen zu lassen. Ich kenne selbst einen Arzt, der in gutem Ansehen stehet, welcher seine balsamische Pillen in Commission giebt; und einen andern, dessen Kinder-Laxanz die Hebammen in Verlag genommen haben; und Ihnen werden vermuthlich viele ähnliche Fälle bekannt seyn. Man weiß auch die Li-

quidationen mit besonderen, ganz besonderen, absonderlichen und ganz absonderlichen Mitteln auszuschmücken, und wenn man an Personen von Stande eine Rechnung macht, ihnen die beste Titulaturen zu geben. Lesen Sie doch einmal diese in vieler Absicht lehrreiche Liquidation.

Der Frau Magisterin Fr. Hochwohl-Ehrwürden haben während ihrer Krankheit folgendes an Medicamenten erhalten.

		Rtl.	Grl.
Anno 1770. den 26. Maj.			
	6. Dos. Pulver	—	9.
	1. Loth Tropfen	—	4.
Den 27. Maj.	1. Loth Goldtropfen	1.	—
	Spec. p. Gargar.	—	4.
Den 28. Maj.	6. Dos. pulv. March.	—	12.
Den 29. —	1. Loth Ess. Vterin.	—	6.
Den 1. Junii	6. Dos. p. March.	—	12.
Den 3. —	6. Dos. dergl.	—	12.
Den 4. —	1. Loth Pulver pro potu	—	6.
Den 6. Jun.	1. Rhabarbar-Potion	—	8.
Den 7. Jun.	1. Loth Ess. dulcis	1.	—
	Spirit. Formicar.	1.	—
Den 10. Junii	Essent. dulcis	1.	—
	Summa	7. Rtl.	1. Grl.

D. Carl Ludwig M***.

Was

Was denken Sie wohl darzu? Verdiente ein solcher Arzt nicht Mitleiden, oder ——— . Lassen Sie diesen Gewinnsüchtigen ihre Geheimnisse; Uns soll ihr Beyspiel niemals zu Niederträchtigkeiten verleiten. Wir wollen als wahre Menschenfreunde allemal so handlen, daß unsere Ruhe und Zufriedenheit nie durch gegründete Vorwürfe gestöret werden kann.

Leben Sie wohl.

XI. Brief.

Beurtheilung der neuesten Heilarten der Ruhr.

Mein Werthester.

Mit Dero letzten sehr angenehmen Schreiben übersendeten Sie mir zwo Anweisungen, die Ruhr zu heilen, und ersuchten mich, Ihnen meine Gedanken über dieselben zu eröfnen. Hier sind sie.

Die von dem Churfürstlich-Sächsischen Sanitäts-Collegio im Monath September 1770. öffentlich bekannt gemachte Anweisung, die epidemische Dysenterie auf das einfachste und sicherste zu behandlen, enthält folgende Sätze, die ich Ihnen mit kleinen Anmerkungen mittheilen werde. Die Veranlassung zu diesem Aufsatz gab eine in dem Erzgebürgischen Creyß sich äussernde Dysenterie. Nach der angezeigten Beschreibung war sie:

„aller-

„allerdings ein epidemisches und faules
„Fieber, dessen Sitz sich in den Ein-
„geweiden des Unter-Leibes befindet, und
„ein faules Wesen, mit mehrerer oder
„wenigerer Entzündung, zum Grunde
„hatte.

Ich lasse die Aerzte rathen, was für ein Licht aus einer solchen apocalyptischen Beschreibung der Ruhr zu erhalten. Nach dieser vorläufigen Erklärung werden N. 1. und 2. die Zeichen und Zufälle erzählet, und die Mittel angegeben; daher ist der 1. Satz:

„Gleich bey Anfang der Krankheit, wenn
„sich Eckel, Frösteln, Mattigkeit, Aengst-
„lichkeit, Unruhe im Unter-Leibe, unter-
„laufene Hitze, äussern, ist es höchst-
„nöthig, nach Maasgabe des Fiebers
„und der Kräften, Blut zu lassen, und
„dieses bey dringenden Umständen zu wie-
„derholen.„

Blut gelassen! Dieß ist ja das Mittel, welches der Pöbel liebt, und die Feldscherer am besten anzuwenden wissen. Diese

Leuthe sollen auch im Erzgebürge vorzügliche Geschicklichkeit besitzen.

Der zweyte Satz ist:

„Finden sich Anzeigen eines mit allzu
„vieler unverdauter Nahrung oder bösen
„Säften angefüllten Magens, so kann
„darauf mit reifer Ueberlegung ein ge-
„lindes Brechmittel allmählig Theeschaa-
„lenweise, bis genugsame Wirkung er-
„folgt, dem Kranken gereichet werden.
„Solches Brechmittel kann am füglich-
„sten aus einem halben Pfund gesotte-
„nen Gersten-Wassers mit drey Gran
„Brechweinstein bestehen. Der Brech-
„weinstein muß nur behutsam nach Vor-
„schrift der Pharmacopœa Würtenber-
„gica verfertigt seyn.„

Und! wird denn die Pharmacopœa Würtenbergica in allen Sächsischen Apothecken angetroffen?

Wenn nun Blut gelassen, und das Brechmittel gegeben worden; so wird auch an eine Arzney gedacht: und der beste Arzney-Trank, wie man sich im dritten Satz ausdrückt, ist folgender:

„ein

„ein lauliches = durch Infusion bereitetes
„Wasser von etwas gestossenem Leinsaa=
„men, wobey zu einer Sächsischen Kan=
„ne dieses Wassers ein Loth gereinigter
„Weinstein, eben so viel Arabisches
„Gummi, und ein Quintlein gereinig=
„ter Salpeter zu mischen ist: oder man
„setzet diesem Leinsaamen=Wasser die Hälf=
„te Kühmilch zu. Von solchem Trank
„können täglich 2. bis 3. Kannen lau,
„nach und nach getrunken werden.„

Leinsaamen! Salpeter! Arabisches Gummi! Was soll diese Mischung in einem faulen Fieber? Wenn Leibärzte, wenn ein Sanitäts=Collegium solchen Mischmasch verordnet, was soll man darzu sagen?

Die äusserliche Mittel werden in dem vierten und fünften Satz vorgetragen.

„Das heftige Schneiden in Därmern zu
„mildern, werden laue Umschläge und
„Bähungen von bloßen einfachen gesot=
„tenen Wassern aus Leinsaamen, über
„den ganzen Unter=Leib; der an das
„Gesäß gelassene Dampf, von warmen

„Wasser, auf einem Kammerstuhl, wie
„auch laue Bäder dienlich seyn.„

Abermal Leinsaamen!

Bessere Vortheile können die im fünften Satz gerathene Clystiere von

„Milch oder dem gesottenen Leinsaamen-
„Wasser verschaffen.

Und noch einmal Leinsaamen!

In dem sechsten Satz kommt die Diät vor, und ich freuete mich, da ich hier die Erlaubniß, reifes Obst zu essen, antraf. Aber wie horchte ich, als ich in dem siebenten Satz den einfachen Mohnsaft, (dieß ist, so viel ich verstehe, Opium,) „bey drin-
„genden Umständen dem behutsamen Ge-
„brauch eines vernünftigen und geschickten
„Arztes überlassen sah;„ Wenn sind denn die dringende Umstände vorhanden, wo ein geschickter Arzt Opium geben darf? Ich sollte nicht meynen, daß den Aerzten des Sanitäts-Collegium die Schriften eines **Penigle**, **Zimmermanns**, ꝛc. unbekannt geblieben seyn sollten: Noch weniger kann ich mir sie als Schüler in der Kunst, wel-

che

che vom Schmerz auf das Opium schliessen, vorstellen ——— .

Endlich werden in dem achten und neunten Satz die Vorsichts-Regeln sich in dieser Epidemie zu verwahren, und ihr vorzubeugen angegeben.

Allenthalben herrscht eine schöne Unordnung, ich sollte aber denken, es wäre kein grosser Fehler, wenn gleich der Herr Leibarzt nicht systematisch denket.

Nun komme ich zu der Anweisung des Königl. Preussischen Ober-Collegii Medici zu Berlin, welche im Jahr 1769. auf 1½. Bogen in 8. herauskam. Ich habe mich zu lange bey der vorigen aufgehalten, und muß daher bey dieser kürzer seyn, doch sollen Sie nichts verliehren, indem ich mich bemühen werde, die merkwürdigsten Sachen auszuzeichnen.

„Die Rothe Ruhr wird als eine heilsa-
„me Wirkung der Natur angesehen, sin-
„temal faule tödtliche Fieber entstehen
„würden, wenn alle diese verdorbene
„Feuchtigkeiten im Körper blieben.„

Wenn

Wenn nur nicht leider gemeiniglich das faule Fieber schon vorhanden, wenn sie bemerkt wird.

„Es ist also übel gethan, wenn man „die Ruhr alsofort zu stopfen bedacht ist.„

Die Regeln zur Vorbauung sind sehr gut; deßgleichen auch die diätetischen Säze: und die Zeichen der Krankheit sind sehr faßlich bestimmt. Aber die Heilart — diese, mein Werthester, ist ganz mechanisch.

„Am ersten Tag wird unter gehöriger „Vorsicht eine Prise von N. 1. welches „40. Gran Brechwurzel ist, von star„ken, von schwächern aber 30. Gran, „und von noch nicht ganz Erwachsenen „25. Gran genommen.

„Am zweyten und dritten Tag wird eben „dieses Pulver genommen; ist aber der „Patient schwächlich, so giebt man 2. „Theile Brechwurzel, und einen Theil „Rhabarbar.

„Am vierten, fünften und sechsten Tag „wird ein halbes Quintlein gestossene Rha„barbar genommen.

Aber

Aber warum Rhabarbar? Zimmermann, der Arzt, dessen Verdienste bekannt sind, fand sie gar nicht so heilsam als die säuerlichen Abführungsmittel: Doch dieß ist kein Beweis, daß die Rhabarbar nicht auch sollte wirksam und gut seyn. Hat wohl jemals ein Mensch ihre Wirksamkeit deutlicher gemerkt als Cothenius, der durch ein Rhabarbar-Pulver Leibarzt des Königs geworden —? Wenn nun aber mit dem Gebrauch dieser Mittel sechs Tage angehalten worden: Was denn?

„So darf man zu dem Gebrauch des stär-
„kenden Pulvers N. 3. schreiten.„

Dieses Pulver bestehet aus gebranntem Hirschhorn 2. Unzen, Arabischem Gummi und Cascarill-Rinde, von jedem 1. Unze, und die Dosis ist vor Erwachsene, früh, Mittags und Abends ein halbes Quintlein, vor Schwächere 15. Gran.

Was soll dieses Pulver helfen? Wollen Sie, meine Herren, Ihr Geboth selbst übertreten, und die Ruhr stopfen? Oder dünkt es Ihnen nach 6. Tagen die wahre Zeit zu seyn, anzuhalten? Streichen Sie auch immer bey einer anderweitigen Anweisung

sung Ihre stärkende Essenz N. 4. ganz getrost aus. Die Catechu-Tinctur und die Mixtura simplex sind ohnehin zimlich lange schon aus der Mode gekommen. Mit solchen Mitteln kann sich ja wirklich der Landmann schaden, welchen Sie doch vor allem Unglück schützen wollen.

Ey! Ey! Leibärzte des grösten Königes legen der Welt noch einen solchen Mischmasch vor Augen.

Den Beschluß der Anweisung macht ein Befehl an die Physicos.

Vielleicht habe ich, mein Werthester, die Wahrheit allzu deutlich gesagt: Es ist freylich mancher Ausdruck sehr beissend; aber bey dem allem würde ich diese Blätter selbst denen, welche sich getroffen finden werden, mögen zu lesen geben. Aber sie würden sich rechtfertigen, werden Sie sagen: Ich hoffe, wenn sie dieselbe auch einmal lesen sollten, — Sie werden sich ganz in der Stille bessern.

Ich bin 2c.

XII. Brief.

XII. Brief.

Von den verschiedenen Arten des Hustens und ihrer Kur.

Mein Herr.

So sehr ich von Herzen beklage, daß Sie sich schon ein halbes Jahr mit dem Husten plagen, so sehr wünschte ich, eine nähere und ausführlichere Nachricht von Ihren kränklichen Umständen zu erhalten. Sie haben zwar alle Vorschriften, welche Ihnen Ihr Arzt verordnet, gesammlet und beygelegt; aber auch aus diesen kann ich weder auf die Art des Hustens, noch seine Ursachen schliessen. Alle diese Mittel sind nichts anders als ablösende Brustmittel, und zwar von meistens süssen Arzneyen: Einige veränderte Vorschriften von Brusttheen, ein Pulver aus Süßholz-Veilgenwurzeln, u. s. w. eine Lattwerge aus Wallrat, Süßholz, Mandelöl und Safran; Tropfen aus Pimpernell und andern

Essenzen: Dieses sind die Mittel, die Sie bis jetzt, und zwar ohne Nutzen, gebraucht haben.

Ich glaube, Ihnen die Wahrheit zu sagen, ungeachtet Ihr Arzt, wenn ich ihn anders aus seiner Handschrift kenne, ein Mann ist, der wirklich unter die guten Aerzte zu rechnen ist, daß er doch mit dem Gebrauch der Brustmittel allzu lange angehalten, und daß eben dieses die wahre Ursache seyn muß, warum Ihr Husten nicht hat gehoben werden können.

Da ich ausser diesen Vorschriften keine Nachricht habe, so sehe ich mich genöthiget, Ihnen die verschiedene Arten der Husten bekannt zu machen, und von der Heilart eines jeden das nöthigste beyzufügen, damit Sie mit Zuziehung Ihres Arztes die Kur ausführen zu können im Stande seyn mögen.

Die gewöhnlichste Art ist, wie Ihnen selbst bekannt, der catharrhalische Husten.

Husten, Schnupfen und Heischerkeit sind gewöhnlich zugleich vorhanden, und erkennen

kennen auch eine gemeinschaftliche entfernte Ursache; und diese ist keine andere als die Erkältung. Da dieses bekannt ist, so kann man sehr leicht erklären, warum Kinder, die sehr warm gehalten werden, wenn sie kaum einen Augenblick ans Fenster kommen, und Frauenzimmer, welche immer in der warmen Stube sitzen, so bald sie nur ein Bißgen die rauhe Luft fühlen, sogleich Husten und Schnupfen bekommen. Die unterdrückte Ausdünstung des Körpers, besonders der Lungen, ist Schuld daran; denn diese ist die nächste Ursache. Die Heilart der catharrhalischen Zufälle ist sehr leichte und einfach, wenn sie gleich im Anfang unternommen wird.

Die Beförderung der Ausdünstung durch eine gemäßigte Wärme der Stube oder des Bettes, und ein leichtes Getränke, worzu man einen dünnen Gerstentrank, mit kleinen Rosinen abgekocht, oder auch einen Thee von Ehrenpreiß, Hysoppen, u. s. w. wählen kann, werden dem Zweck vollkommen angemessen seyn. Ist der catharralische Husten sehr heftig, so kann man auch bey vollblütigen Personen zur Vorsicht zur Ader lassen, damit nicht durch den starken Antrieb des Bluts gegen die obere Theile des Körpers, und beson-

ders der Lungen, eine Blutstürzung herfürgebracht werde. Dauert aber der Husten etliche Tage fort, und läßt sich nicht durch diese Mittel heben, so müssen Laxiermittel zu Hülfe genommen, und auch wohl nach den Umständen des Patienten wiederholet werden. Da der Husten, besonders gegen Abend und die Nacht hindurch, den Kranken sehr angreift, und ihm Schlaf und Kräfte raubet; so ist es in manchen Fällen nöthig, daß der Arzt auf eine beruhigende Arzney denke, welche vor dem Schlafengehen genommen wird. Legt sich auf diese gemachte Anstalten der Husten nach und nach; so erfordert die geschwächte Lunge Hülfe, und der Arzt muß ihr ihre natürliche Stärke wieder durch die Peruvianische Rinde oder andere gute, doch nicht hitzige stärkende Mittel zu geben suchen. Wird aber diese Heilart versäumet, und der Husten dauert lange fort, so können schlimme Folgen und selbst die Lungensucht aus einem bloß catharrhalischen Husten entstehen.

Von dem gewöhnlichen catharrhalischen Husten läßt sich eine andere Art, die die nämlichen Ursachen erkennet, auch auf eben diese Art behandelt wird, sehr leichte, durch eine gewisse unangenehme Empfindung, die man

auf

auf der Luft-Röhre bemerkt, unterscheiden. Sie ist der sogenannte Kuhl- oder Kitzelhusten. Es giebt ferner eine Art Husten, welche ihren Sitz nicht auf der Luft-Röhre oder in den Lungen, sondern in dem Magen hat; und diese heißt der Magenhusten. Ich will die Entstehungsart dieses Hustens nicht erklären, da uns der Reitz, welcher durch den Zusammenhang der Nerven von dem Magen der Brust mitgetheilet wird, und die Art, wie dieses geschiehet, zimlich geheimnißvoll bleibt; aber von seinen entferntern Ursachen will ich Ihnen das nothwendigste beybringen. Merken Sie sich also, daß er vorzüglich bey Kindern sich äussert, deren Magen beständig mit Speisen angepropft und überladen werden. Aus eben dieser Ursache entspringt er auch bey Erwachsenen, welche so wohl in Ansehung der Speisen und des Getränkes, als auch der Bewegung, u. s. w. leichte Fehler begehen, und daher über Ueberladung, Magendrücken, Blähungen, Krämpfe und andere Beschwerden unaufhörlich Klagen führen. Der Appetit ist gemeiniglich bey diesem Husten verlohren, die Zunge öfters unrein, und der Geschmack im Munde bitter oder schleimicht, der Husten stellt sich gemeiniglich nach dem Essen ein, wenn der Magen voll ist, und endigt sich nicht selten mit

mit Erbrechen. Ein Brechmittel ist oft im Anfang zur ganzen Kur dieses Hustens hinlänglich. Diejenige Kranken, welche keine Brechmittel ertragen können, müssen mit gelinden Laxiermitteln und Klistieren behandelt werden; und zur Vorbauung einer neuen Ansammlung von Unreinigkeiten werden bittere Magenmittel und die Fieberrinde die beste Dienste leisten. Hier in diesem Fall sind alle Brustmittel vergeblich, ja höchst schädlich, weil sie den Magen noch mehr schwächen, und die Ursachen des Hustens keineswegs heben, sondern vielmehr vermehren. Ich sollte glauben, wenn ich Ihre Constitution, die mir schon von einiger Zeit her bekannt ist, betrachte, ich hätte fast errathen, daß Ihr Husten von dieser Art, und mit keinen andern als diesen Mitteln behandlet seyn wolle.

Eine grosse Verwandtschaft mit dem vorigen hat der Keichhusten. Er unterscheidet sich aber von dem Magenhusten durch folgende Zeichen.

1. Ist er gemeiniglich bey uns eine Kinder-Krankheit: in Engelland überfällt er auch Erwachsene.
2. Wird er nicht selten von einem Fieber begleitet.

3. Hört der Anfall jedesmal nicht eher auf, bis ein Erbrechen erfolget.

Brech- und Laxiermittel, Klistiere und stärkende Arzneyen sind seine Heilmittel.

Nun noch ein paar Worte von denjenigen Arten der Husten, welche als Zufälle bey andern Krankheiten sich ereignen. Sie sind, ungeachtet sie nicht selbst die Krankheit ausmachen, doch nicht selten, besonders bey Kindern, mit vieler Unbequemlichkeit und Gefahr verbunden.

Wenn bey dem Zahnausbruch der Kinder ein Husten sich einfindet, so wird er auch gewöhnlich durch einen sehr stinkenden Durchfall von der gütigen Natur selbst geheilet; hilft sie sich nicht selbst, so ersetzen Klistiere und gelinde Laxiermittel den Mangel der Hülfe.

Derjenige Husten, welcher sich bey den Schwämmgen oder Soor einstellet, könnte vielleicht am besten durch Brech- und Laxiermittel gehoben werden; denn ich halte sie vor eine Ausgeburt eines höchst verdorbenen Magens, und Versuche könnten uns vielleicht ein mehrers Licht hierinn geben.

Wenn ein Husten die Würmer als seine Ursache erkennet, und durch Zeichen offenbahr macht, so kann er mit keinen andern als Wurmtilgenden und Magenstärkenden Mitteln gehoben werden. Auch hier thut die Fieberrinde vortrefliche Dienste. Will man auch andere Mittel kennen, so sind Salze, Laxiermittel aus Jalappe, die Eisenfeile, und der Knoblauch die vorzüglichsten.

Der Blattern- und Masern-Husten erfordert oft gar keine eigene Mittel, oft aber auch die gröste Aufmerksamkeit eines Arztes.

Was endlich denjenigen Husten betrift, welcher bey Schwindsüchtigen, zu der Menge der übrigen beschwerlichen, und oft unüberwindlichen Zufällen sich gesellet, so entstehet er von fast unzählbaren Ursachen: Oft ist die Schwäche des ganzen Körpers, oft die Schwäche eines einzelnen Eingeweides, oft die Zähigkeit der Säfte, die mit Gewalt nach den Lungen dringen, oft sind Geschwüre in den Lungen, Eitersäcke, Verwachsungen, und hundert andere Dinge die Ursache.

Hieraus läßt sich auch einsehen, wie der Husten nach der Verschiedenheit seiner Ursachen oft ganz gehoben, oft nur gelindert, und oft gar nicht, ohne den Patienten in die äusserste Lebens-Gefahr zu versetzen, auch nur besänftiget werden darf. Ich könnte Ihnen alles dieses mit Beyspielen erläutern, ich muß aber abbrechen, weil Sie ohnehin mehr, als Ihr Zweck erfordert, zu lesen haben.

Ich bin ꝛc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Freye Briefe über einige in die Medicin einschlagende Materien

[S.l.] 1772

Med.g. 62 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10084000-9
VD18 11104155